

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit

Hausrath, Adolf

Heidelberg, 1876

5. Die Revolution.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8435

hatte bei seiner Entscheidung die freilich irrige Meinung mitgewirkt, eine Reaktivirung stehe in der kleinen Republik nicht außer aller Möglichkeit. So sehen wir doch mehr als nur einen Scherz darin, wenn er nach eingetretenem Umschlag am 10. Juni 1846 nach Zürich schreibt: „Am Ende werde ich noch einberufen, wo mich dann alle Morgensterne und Stützen nicht abhalten sollen, zu erscheinen“. Allein damals waren seine Geschicke als Professor der Glaubenslehre selbst für die Züricher Radikalen bejagt.

5. Die Revolution.

Nach der beschämenden Niederlage, die die regierenden Behörden des Cantons am 18. März 1839 erlitten hatten, wäre es angezeigt gewesen, daß aus dem Erziehungs- und Regierungsrath wenigstens diejenigen Mitglieder, die Straußens Berufung am eifrigsten betrieben hatten, ausgetreten wären und der Große Rath bei den Ergänzungswahlen eine Concession an die Sieger gemacht hätte. Daß das unterblieb und daß die geschlagenen Führer meinten, bis zu den ordnungsmäßigen Neuwahlen im Jahre 1842 in ihren Aemtern verbleiben zu können, war eine

Antwort und für die Willfährigkeit, mit der Du meinem Wunsch entgegenkommst; es folgen hier durch Vermittlung von Freund Z. . . r 40 fl. 15 fr., die Du ganz nach Deiner Kunde der Bedürfnisse verwenden magst, immer unter dem Siegel u. s. w.

(Heilbronn, 6. März 1847.) „Der Nothruf, der auch aus Eurem Canton sich vernehmen läßt, veranlaßt mich, nach einem versendbaren Stück Papiergeld mich umzusehen und da finde ich nichts als beiliegendes 25 fl. Loos, für das jeder dortige Banquier noch 1/2 Fr. weiter bezahlt. Sei daher so gut und gib den Betrag, wieder anonym, in die dortige Collecte.“

verhängnißvolle Selbsttäuschung. Zwar den nächsten Anlaß der Bewegung hatte man mit der Pensionirung von Strauß aus dem Wege geräumt, allein der Unzufriedenheit der Geistlichen war damit nicht abgeholfen und noch weniger gedachten die politischen Gegner drei Jahre zu warten, was dann die Neuwahlen bringen würden. Was das siegreiche Volk aber am meisten wurmte, waren die tausend Schweizerfranken, die die Behörden dem verhassten Schwaben bewilligt hatten¹, und die Allgemeine Schweizer-Zeitung meinte, wenn Recht und Gerechtigkeit in Zürich herrschte, „so müßten die Hochpreislichen diesen gefräßigen Strauß aus ihrer Tasche füttern.“ Ohnehin hatten die Pfarrer zu einer Regierung im Stil des Glaubenscomités ungleich mehr Vertrauen als zu den radicalen Behörden und auch das Volk hatte Geschmack gefunden an dieser directen Aeußerung seiner Souveränität. „Sehr ungern, schreibt einer der geistlichen Herren, vernahm das Volk allerwärts den Rücktritt seines (Glaubens-)Comités. Als bald stellten fast alle Bezirkscomités die dringendsten Forderungen sofortiger Reconstituierung des Centralcomités vor der nächsten Großrathssitzung².“ So begann die Agitation sofort auf's neue, aber der ganze Handel wurde jetzt zu einer reinen Personenfrage. „Was das Volk drückte, sagt unser geistlicher Chronist, und was ihm mangelte, ließ sich wohl nachweisen, weniger aber in bestimmte gesetzliche Bestimmungen fassen; es hing zu sehr mit dem Sinne und Geiste der Personen zusammen, welche nun einmal die auf diesen Gebieten herrschenden Behörden bildeten.

¹ „Die 40,000 Bürger des Cantons, die gegen ihn gestimmt, nennt Strauß, so klagt Herr Pfarrer Matt, eine Heerde, der er seine Perlen nicht vorwerfen will. Und dennoch nimmt er jetzt von dieser Heerde, die er so sehr verachtet, eine jährliche Pension von 1000 Franken und das gutmüthige Zürchervolk läßt sich das gefallen. Ich lobe recht sehr diese loyale Gesinnung, welche die gesetzliche Form achtet, aber was die Demokraten im Glarnerlande thäten, wenn ihre Behörden sich solche Mißgriffe zu Schulden kommen ließen“ u. s. w. a. a. O. S. 55. — ² Des Zürchervolkes Kampf und Sieg für seinen Christenglauben. Zürich bei Friedrich Schult-hess. 1839.

Daher kam man immer klarer zu der Ueberzeugung, daß einzig dadurch eine Garantie gegeben werden könne, wenn Männer, welche den vom Volke gewünschten religiösen und sittlichen Geist in sich tragen, am Seminar angestellt und in den Erziehungsrath und auch Regierungsrath gewählt würden, an die Stelle derer, die nun einmal offen gezeigt, daß solcher Geist in ihnen keine Stätte habe noch finde¹. Wer hat diesen Geist? war nun die Frage und die nächste Folge davon war, daß jeder Theil das Privatleben des Andern prüfte, daß eine trübe Fluth von persönlichen Angriffen und Verdächtigungen sich durch die Blätter wälzte, die immer neue Feindschaften erzeugte. Die beiderseitigen Führer hatten darunter schwer zu leiden und selbst ein Anhänger der Volksbewegung bekannte, daß man das Privatleben der Radicalen mit einer Geschäftigkeit preisgebe, die aus ganz andern Gründen herzurühren scheine, als aus sittlichem Gefühl². Insbesondere die Bürklizeitung, der Beobachter, die Berner Allgemeine, der Waldstätter Bote waren voll von persönlichen Angriffen. Wie man gegen die einzelnen „Straußen“ wühlte, zeigt ein Artikel des letztgenannten Blattes, das scheinbar harmlos berichtet, drei von Zürich kommende Handwerksbursche seien einem Pfarrer begegnet und hätten ihn um einen Zehrpennig angesprochen; er habe sie gefragt, ob sie „Straußen“ seien, auf die bejahende Antwort seien sie beschenkt worden mit dem Bemerkten: daß er sie im entgegengesetzten Fall mit dem Stock würde bedient haben³. Nun konnte man an das Suchen des „Strauß“ gehen und jeder Hezerei war Thür und Thor geöffnet. Einer der Radicalen schildert seine Lage folgendermaßen: „Den Verbrecher bemitleidet man doch noch. Mit Abscheu und Graus dagegen wendet man sich von einem „Strauß“, der ja seine Seligkeit verwirkt hat. Jeden Augenblick sollte sich, nach solcher Meinung,

¹ Ebenda S. 36. — ² Betrachtungen über die Rev. im C. Zürich in Briefen eines Zürchers an einen Basler. S. 9. — ³ Allg. K.-Ztg. 1839, S. 912.

der Boden aufthun und einen „Strauß“ verschlingen. Wer einen „Strauß“ beschimpft, mißhandelt, schädigt, begeht ein Gott gefälliges Werk. Mein neunjähriger Knabe ging jüngst durch seinen Heimathsort: „Bist Du da, Du Antichrist?“ rief man ihm nach¹.“ Ein Bürger von Stäfa, der in der Gemeindeversammlung zu Wädenschwyl den Anträgen des Comités widersprochen hatte, beschwert sich in einem öffentlichen Inserat: „Seit dieser Versammlung bin ich persönlich der Gegenstand der lügenhaftesten Bloßstellung, der Verläumdung und der Rache geworden. An meinem Eigenthum, ja an meinen Kindern, aus der Kirche heimgehend, und an meiner Mutter wird Rache genommen, und der Fanatismus droht mehr noch, wenn der weltliche Arm mich nicht zu schützen vermag².“ Einen liberalen Pfarrer in Winterthur, der das Unglück hatte, mit seinem Familiennamen Strauß zu heißen, mußten seine Freunde durch Ueberreichung einer Ehrengabe über die fortgesetzten Beleidigungen beruhigen, die ihm Richtung und Namen eintrug³.

Alle diese Angriffe concentrirten sich aber auf den Seminar-director Scherr, dessen Absetzung das souveräne Volk schon in den Märztagen verlangt hatte. Blind, wie die Leute waren, sahen sie nicht, daß die reichen Fabrikanten, die ihnen den Namen Scherr vorwarfen, in diesem nicht den unchristlichen Seminar-director haßten, sondern das Mitglied des Erziehungsraths, das mit scharfen Augen darüber wachte, daß die Fabrikfinder nicht um ihre Schulzeit verkürzt würden⁴. Mehrere Volksversammlungen hatten so Scherr's Absetzung beschlossen, allein das Glaubenscomité hatte sich schließlich doch überzeugen lassen, daß man Zürich in den Ruf „eines halben Barbarenstaats“ bringe, wenn man einen Beamten ohne Untersuchung und Urtheil auf ein allgemeines Geschrei fanatisirter Massen absetze. Dennoch hatte man es sich

¹ Weiss, Beitrag zur Gesch. der Revol. vom 6. Sept. 1839. S. 61. — ² Allg. Ztg. 1839. S. 470. — ³ Allg. K.-Z. 1839. S. 1216. — ⁴ Allg. Ztg. 1839. S. 471.

nicht versagt, in der Petition an den Großen Rath öffentliche Anklage zu erheben „gegen die Annahmen des Directors am Seminar zu Rüschnach, seine unbegrenzte Machtvollkommenheit, die Zweifelhaftigkeit seines evangelischen Glaubens und die aus seiner Streitsucht hervorgegangene düffelhafte Unbescheidenheit vieler der daselbst erzogenen Schullehrer.“ Scherr hatte darauf geantwortet mit der Weisung, alle unter ihm gebildeten jungen Lehrer möchten sich von den Schulvorständen Zeugnisse ihrer dienstlichen und sittlichen Führung ausbitten, und da war es denn die erste Beschämung der geistlichen Schreier, daß beinahe ausnahmslos jeder Einzelne von ihnen seinem Lehrer das beste Zeugniß gab, da die Gemeinden hinter dem Lehrer standen und versicherten: „der Ma isch guet“¹. Nun ließ Scherr nicht nur diese Zeugnisse, sammt ihren geistlichen Unterschriften drucken, sondern richtete auch ein „Sendschreiben an die XXII des sogenannten Glaubenscomités“², in dem er sich rundweg zu seiner Losung der Schul- emancipation bekannte: „Sie wollen die freie Schule wiederum zur Sclavin machen, rief er den 22 Glaubensinsurgenten zu . . . aber die freie Schule hat in acht Jahren mehr geleistet als die gefesselte, von der Kirche unterdrückte, in drei Jahrhunderten. Mögen Sie für einen Augenblick siegen. Der Zürcher'sche Lehrerstand hat, mit äußerst seltener Ausnahme, in dieser Zeit der schweren Prüfung sich groß, edel und stark gezeigt. Die Eltern werden sich diese Lehrer nicht rauben lassen, und diese Lehrer werden sich nicht knechten lassen“ . . . „Ich habe das stolze und erhebende Selbstgefühl, daß die Reform Eures Schulwesens in der Hauptsache mein Werk ist. Möge der Sturm einer dunkeln, gewaltsamen Reaction mir meine Stelle rauben, ich hole mir einen selbsterworbenen Titel aus dem Schatze meiner geistigen Erwerbniße hervor“ . . . In ähnlichem Stil redete Scherr auch in weiteren Nummern des „pädagogischen Beobachters“, dessen

¹ Allg. Ztg. 1839. Beilage S. 519. Sieben Sendschreiben S. 37. —

² Im Pädagogischen Beobachter No. 13 (12. März 1839).

Feuilleton er mit Anekdoten aus den Erlebnissen seiner Schüler während der bewegten Märztage würzte. Geantwortet wurde ihm von einem der XXII¹ in einem Schreiben, das zeigt, wie tief der Ton zwischen beiden Theilen gesunken war, und das mit der höflichen Wendung schließt: „Schwerlich brauche ich Ihnen die gebührende Achtung zu versichern“.

Dieses Kleingewehrfeuer kam um so weniger zum Stillstand, als schon am 4. April bei neuen Rathsverhandlungen, die sich auf die formelle Erledigung der Volkspetitionen bezogen, die Radikalen es sich nicht versagen konnten, ihrem im März niedergeschluckten Aerger Luft zu machen. Wieder war es Keller, der den Zank neu auführte, indem er einfache Tagesordnung über die Petitionen beantragte. „Wenige Verführer und viele Verführte, meinte er, und beim Licht betrachtet, Rebellen seien die Petenten. Als dann beantragt wurde, die mildere Form der Petitionen anzunehmen, die schärfere zu verwerfen, erhob er sich wiederum, nur um ein paar Worte zu sprechen, wie er sagte. Ihm scheine es lächerlich, wenn man eine Ohrfeige erhalten habe, zu sagen: „höre, Du hast mich beleidigt, das nehme ich Dir übel“. Wenn man also nicht den Muth habe, fest aufzutreten, solle man die Ohrfeige geduldig einstecken. Ein Augenzeuge schreibt über diese Scene: „Denke Dir dabei den Mann, wie er dies sagte; mit einer Nachlässigkeit stand er da, welche so recht eigentlich seine Verachtung ausdrückte; eine höhnische Ironie spielte um seine Lippen, und bei dem Ernste der Verhandlungen wählte er gerade dieses Beispiel, um über das Ganze seinen Spott auszugießen. Als der Große Rath damals in Lachen ausbrach, da befiel mich eine geheime Wehmuth; dieser zersekende, eisige, geistesübermüthige Mann konnte kein rechtes Herz für das Volk haben und auch nie das Herz des Volkes gewinnen. Wie mit einer geheimen Macht

¹ Herrn Scherr, derzeit Seminardirector. Druck der Ulrich'schen Buchdruckerei 1839.

umstrickte er mit seiner Ueberlegenheit den großen Rath¹. Schließlich verwies man alle Petitionen für und wider an die Commission. Noch mehr erbitterte es, daß der große Rath bei den Erneuerungswahlen des Regierungsraths einfach die alten Mitglieder für weitere sechs Jahre wieder wählte². Die Folge war, wie unser geistlicher Chronist sich ausdrückt³, daß, nachdem die heiligen Feste der Passionszeit das christliche Volk auf's Neue erwärmt, nachdem die Passionszeit durch die Betrachtung jener Feindschaft wider unsern Erlöser demselben den Blick in unsere Zeit geschärft und das Osterfest seinen Glauben an den Auferstandenen wieder höher gehoben hatte, das Glaubenscomité (den früheren Zusagen zuwider) neuerdings zusammentrat, um durch geschickte Organisationen die bevorstehenden Gemeindewahlen zu machen. Von allen Kanzeln hallte die Klage über die seitherigen „Wahlsünden dieses Volkes“, was denn auch zur Folge hatte, daß die „Stillstände“ dieses Mal meist nach dem Geist und nicht nach dem Fleisch gewählt wurden. Inzwischen hatten die Feldarbeiten begonnen und es blieb Ruhe, bis die auf Juni angeetzten Verhandlungen über die Volkspetitionen den Streit auf's neue in Gang brachten.

Zur Berathung stand zunächst eine neue Synodalordnung. Die bestehende geistliche Synode hatte einen Entwurf genehmigt, der einfach jedem mündigen evangelischen Einwohner Wahlrecht gab, die Gemeinden von 1500 Seelen sollten durch einen, volkreichere durch zwei Abgeordnete vertreten sein. Das heute perhorrescirte Princip der Vertretung der unbekehrten Massen war hier auf Antrag der klerikalen Partei im vollsten Umfang zur Anwendung gebracht worden, und wurde, so sehr sah man alles im Licht der jüngsten Ereignisse, von den Radicalen bekämpft, die eine ausschließlich geistliche Synode als Expertenversammlung,

¹ Betrachtungen über die Revolution im C. Zürich in Biefen eines Zürichers an einen Basler. Basel Schweighauser. 1839. — ² Bgl. d. +Correspond. d. Allg. Ztg. 1839, S. 1947. — ³ Des Zürchervolkes Kampf u. s. w. 38.

natürlich unter Bevormundung des Großen Rathes, für das Wichtigste erklärten. In der That wurde der Entwurf mit 141 gegen 36 Stimmen verworfen. Dagegen wurde der von der Synode eingereichte neue Katechismus genehmigt, aber wiederum nach einer Menge von herausfordernden Bemerkungen, wie die, man wolle lieber den alten behalten, von dem Jedermann wisse, daß man $\frac{9}{10}$ nicht glaube, oder der hochmüthigen Rede Keller's: „Lassen Sie diesen Katechismus unter das Volk gehen; nur aber sagen sie zugleich, daß es noch andere Menschen gebe, die etwas anderes glauben und dennoch zur Kirche gehören“¹. Die Veränderungen im Schulwesen beschränkten sich auf die Vermehrung der Religionsstunden am Seminar und an den Volksschulen, wozu noch die organisationsmäßige Bestimmung kam, daß am Seminar und der Cantonschule der Religionslehrer ein ordinirter Geistlicher der Landeskirche sein müsse. Der Fortbestand der Universität endlich wurde einstimmig genehmigt.

Das Glaubenscomité war nun zwar keineswegs gemeint, sich dabei zu beruhigen, aber über die Art des Vorgehens schwankte es lange. Endlich am 8. August erließ dasselbe eine neue Proclamation, in der es die Zugeständnisse des Großen Rathes als ungenügend bezeichnete, nach acht Wochen die ärgerlichen Aeußerungen der Juniverhandlungen wieder in Erinnerung brachte, und die Einsetzung eines Seminardirectors verlangte, „der durch sein Wirken und sein Bekenntniß dem Volke diejenige Garantie für das Seelenheil seiner Jugend gebe, die dasselbe in der Person des jetzigen schmerzlich vermisse“. Nachdem damit das Feuer wieder behutsam in Brand gesetzt worden war, wurde nach Kloten, zwei Stunden von Zürich, eine Versammlung der Bezirkscomités anberaumt, deren Termin später bekannt gegeben werden sollte.

Die entschlosseneren Glieder der Regierung wollten nun einschreiten. Aber ihnen standen Andere gegenüber, die am liebsten ihre radicalen Collegen über Bord geworfen und sich mit dem

¹ Gelzer a. a. O. 332. Des Züreherv. Kampf. S. 42.

Glaubenscomité verständigt hätten. Ihr Vorsprecher war namentlich Regierungsrath Hegetschweiler, von Haus aus praktischer Arzt, ein wohlwollender Mann, aber ohne Beruf zur Politik. Durch seinen und seiner Freunde Widerspruch kam es nur zu einer halben Maßregel. Man verbot, daß auf Ausschreiben des Glaubenscomités Gemeindeversammlungen abgehalten würden, da der Staatsorganismus nicht durch ein Parteicomité in Bewegung gesetzt werden dürfe. Noch immer aber wollte die Regierung keine materielle Gewalt anwenden. Das Glaubenscomité seinerseits theilte den Erlaß der Regierung seinen Bezirkscomités mit und erklärte ihn für verfassungswidrig, da die Gemeindecolliegen sich versammeln könnten, wie es ihnen beliebe, und sich zur Berathung bedienen könnten, wessen sie wollten. So standen sich zwei Regierungen gegenüber, von der die eine die legitime, die andere die thatsächliche genannt werden mußte.

Erst jetzt, nach der offenen Verhöhnung des Regierungserlasses leitete der Staatsanwalt gegen die Mitglieder des Comité eine Untersuchung „wegen versuchter Reizung zum Aufruhr“ ein. Die Antwort war, daß das Comité die Bezirkscomités zu der bereits projectirten Versammlung nach dem nahen Kloten auf den zweiten September einberief, wobei man Sorge trug, daß jedes Comité allen mobilen Anhang mit sich bringe, um gegebenen Falls in Zürich der Regierung die Nothwendigkeit der Abdankung vor Augen zu führen. Die eine Hälfte der Regierung wollte nun nachgeben, die andere Militär requiriren¹. Schließlich that man beides. Zwei Tage vor der Versammlung nahm die Regierung durch einen erläuternden Erlaß ihr Verbot vom Comité angeordneter Gemeindeversammlungen zurück — aus Furcht; zugleich aber beschloß sie die Einberufung eines Bataillons — gleichfalls aus Furcht.

So brach der zweite September, der Tag der Klotener Ver-

¹ Bgl. H. Weiss, Beitrag zur Geschichte der Revol. vom 6. Sept. 1839. Winterthur. Hegner. S. 40 f.

sammlung an. Die ganze Nacht hindurch waren endlose Schaaren, nach Gemeinden geordnet, mit ihren Fahnen, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, geführt von ihren Pfarrern und unter dem Gesänge geistlicher Lieder herbeigezogen. Auch die Anhänger des Comités in Zürich rückten unter Vorantzen der Fahnen Morgens nach Kloten aus. Das Glaubenscomité nahm beim Beginn der Verhandlungen in der Kirche Platz, wo die Bezirkscomités sich um dasselbe geschaart hatten; der auf der Straße lagernden Masse wurden die gefassten Beschlüsse vom Altan des benachbarten Wirthshauses mitgetheilt. Herr Härlimann-Landis eröffnete die Versammlung: „Im Namen des Herrn, der das Weltall regiert, der die Gewaltigen der Erde erniedrigt, wenn sie von der Bahn des Rechtes weichen, und die Niedrigen erhöht, wenn sie den Weg der Gerechtigkeit wandeln; vor dessen unaussprechlicher Weisheit der ausgezeichnetste Verstand in Nichts zerfällt¹“. Die Forderungen waren dieses Mal um ein Gutes massiver. Das Comité sollte Zurücknahme des jüngsten Erlasses und des angestregten Criminalprocesses verlangen und die Regierung auffordern, den Staatsanwalt und die Vollziehungsbeamten, die die Gesetze verletzt hätten, zur Verantwortung zu ziehen. Außerdem wurden in einer Petition an den Großen Rath die früheren Forderungen wiederholt.

Mit welchen Hintergedanken sich manche Anstifter der Volksversammlung getragen hatten, wurde gegen Abend laut. Man sprengte aus, die zweiundzwanzig Deputirten an den Regierungsrath seien gefangen gesetzt worden, man müsse nach Zürich ziehen. Allein Andere widersprachen; die Lügenhaftigkeit der Ausstreuung wurde constatirt und noch ein Mal liefen die Schaaren des Glaubenscomités ruhig auseinander. Doch sollen an diesem Tage schon Verabredungen zur Organisation des Landsturms getroffen worden sein, der wenige Tage später in Zürich erschien².

¹ Anrede an die am 2. Sept. 1839 in der Kirche zu Kloten versamm. Bezirkscom. Zürich. Schulthess'sche Officin. 1839. — ² Weiss a. a. O. 44.

Die Regierung aber, statt nunmehr entweder mit Verhaftungen vorzugehen, oder abzudanken, gab auf die Adresse, die ihr zumuthete, den Staatsanwalt und die ihren Befehlen gehorsamen Beamten zur Verantwortung zu ziehen, eine begütigende Antwort und entließ die Truppen, unter denen sich gleichfalls schon meuterische Rufe hatten vernehmen lassen. In der That war nun nur noch die Wahl für die Regierung, entweder zurückzutreten, oder auswärtige Hülfe zu verlangen, sei es von der Eidgenossenschaft, sei es von den seit dem Jahre 1832 durch das sogenannte „Siebener-Concordat“ verbündeten radicalen Cantonen. Da die Tagsatzung damals gerade in Zürich selbst, das Borort werden sollte, zusammentrat, verlangten die Bernischen Gesandten *Neuhaus* und *Steinhauer*, um der Züricher Regierung das Hülfsgesuch zu erleichtern, von sich aus Auskunft über die bestehende Lage, die die Herrschaft der Radicalen allenthalben gefährdete; man sagte auch, sie hätten der Regierung Truppen angeboten. Aber die innerlich zwiespältige Behörde kam zu keinem Entschluß und wollte wiederum alles der Entscheidung des am 9. September zusammentretenden Großen Rathes anheim geben. Bereits erzählte man von dem und jenem Regierungsrath, er habe Zusicherung, auch in der neuen Regierung seine Stelle zu finden, und eines ihrer Mitglieder brachte den Abend nach der Klotener Versammlung bis Mitternacht bei *Hürlimann* auf dem Casino zu. Unter diesen Umständen fingen die Radicalen an, sich ebenfalls außerhalb der Regierung selbstständig zu organisiren, während das Glaubenscomité Befehl gab, alle Mannschaft, die man aufreiben könne, mindestens 16,000 Mann, auf den Tag der Großen Rathssitzung nach Zürich zusammenzurufen und so die Repräsentanten zur Abdankung zu zwingen. Selbst Mitglieder der bestehenden Regierung, wie *Hegetichweiler*, hatten zu diesem Plane die Hand geboten¹. Die Radicalen ihrerseits versammelten sich am vierten September auf der Platte, um ihre Gegenmaßregeln zu berathen. Ihre Führer stellen es in Abrede,

¹ Allg. Ztg. v. 3. Nov. 1839.

die Gegner behaupten es, sie hätten vorgehabt, sich des Zeughauses zu bemächtigen, um, da auf die Regierung kein Verlaß sei, durch einen Zusammenstoß mit den Bauern, die Nothwendigkeit eines Einschreitens der Concordatscantone herbeizuführen¹. Auf diese Vermuthung hin beschloßen etliche Führer der Volkspartei, den Radicales zuvorzukommen. Man hatte überall den Leuten vorgeredet, sie könnten nicht mehr zurück, sie müßten vorwärts. Es hieß, Truppen von Bern und Basel seien bereits im Anmarsch, die Radicales hätten eine Liste gefertigt, welche Köpfe fallen müßten; bereits sei der Scharfrichter aus Colmar und zwei Guillotinen aus Köln verschrieben, da die vorhandene nicht hinreiche. So war die Stimmung, da nahm ein heißköpfiger Pfarrer die Losung zum Bürgerkrieg auf sein Gewissen und ließ Sturm läuten.

In den Bergen des östlichen Cantons liegt das Dorf Pfäffikon, mit einer ärmlichen Bevölkerung, die zum Theil vom Webstuhl lebte. Schon 1832 hatte es hier Unruhen gegeben und die Leute hatten grobe Excesse verübt, unter andern die Fabriken angezündet, denen sie die Schuld ihrer Arbeitslosigkeit zuschrieben. Noch saßen etliche der Brandstifter im Zuchthaus. Als dann die Strauß'schen Wirren kamen, waren diese Rotten nur schwer daran verhindert worden, nach Zürich zu ziehen und den Glauben auf ihre Art zu vertheidigen. Dem Pfarrer von Pfäffikon, Dr. Bernhard Hirzel, war nunmehr das Loos zugefallen, in's Werk zu setzen, was im März verhindert worden war. „Man würde sich täuschen, sagt Selzer², wenn man sich Dr. Hirzel als einen jener streng puritanischen Charaktere dächte, die einst zum Schutze ihres Glaubensbundes aus den schottischen Thälern gegen Edinburg heranzogen, oder die auf holländischen Kanzeln gegen den Arminianismus eiferten; überhaupt ist in seinem Wesen wenig oder nichts von Calvinischer Richtung und Gemüth.“ Vielmehr will er ihn den

¹ Regierungsrath Weiß betheuert, das Wort Zeughaus sei auch nicht ein Mal ausgesprochen worden. A. a. O. S. 47. — ² A. a. O. S. 376.

weniger dogmatisch oder ethisch in sich abgeschlossenen Geistern beizählen, die mehr aus Impulsen des erregbaren Gemüths heraus handeln. Dabei war er ein gelehrter Mann, in den orientalischen Sprachen wohl bewandert, rühmlich bekannt als Uebersetzer der Sakontala. Die Führer der Bewegung kannten ihren Mann und ebenso die zu einem Kaufhandel stets aufgelegte Christenheit von Pfäffikon, als sie ihm meldeten, es gelte den Radicales gegenüber das Prävenire zu spielen. Schon am 4. September hatten ihm Freunde aus dem östlichen Theil des Cantons gemeldet, daß die Radicales sich zum Ausbruch nach Zürich rüsteten, andere trugen ihm zu, daß beinahe alle Straußianer seiner Gemeinde „Geschäfte halber“ nach Zürich verreisten. Als nun Mittags ein Circular an die Bezirkscomités eintraf, die Radicales wollten den Canton mit Concordatsstruppen überziehen, man solle sich fertig halten zu stürmen und nach Zürich zu ziehen, bedachte Herr Hirzel, wie er sich ausdrückt, „mehrere Stunden allein vor Gott die Lage der Dinge“. Eines stand ihm fest: „Es gewinnt, wer zuvorkommt“. „Alles dieses ruhig und ernst überlegend, half ich vor Allem eine Bürgerwache anordnen, welche namentlich die Familien der Radicales vor Unbill zu beschützen habe, befahl Leib und Seele dem Herrn — und ließ Sturm läuten.“ Der Zug ordnete sich, von Dorf zu Dorf wuchs er an. Während die Sturmglocken von den Thürmen heulten, ging der Marsch durch die Nacht vorwärts, an den dunkeln Häusern der Feinde vorbei, unter Gesang alter reformirter Kirchenlieder. Wohin man kam, fand man die bewaffnete Gemeinde, zuweilen den Pfarrer an der Spitze, zum Anschluß bereit¹. In Dübendorf war die Schaar bereits auf 5000 angewachsen. Aber auch ein Schreiben des Glaubenscomités wurde dem Gottesstreiter überreicht: es war eine Aufforderung zur Umkehr. Doch dazu war's zu spät. In der Rückkehr sah er jetzt Verderben für sich und die Volkssache. Auf der Höhe der Winterthurer Straße, in Obersträß, fand man die Herren

¹ Weiss, a. a. O. S. 55.

Hegetschweiler und M. Sulzer, die im Namen der Regierung erschienen waren, um die Wünsche des Volks zu vernehmen. Schon die Wahl dieser, mit dem Glaubenscomité längst in Verhandlung stehenden Persönlichkeiten verrieth die Angst der Regierung. Auch der Vicepräsident des Glaubenscomités fand sich ein und man einigte sich, dem Regierungsrath folgende Ansuchen vorzulegen: 1. Erfüllung der Klotener Wünsche, 2. Verzicht auf fremde Hülfe, 3. Losagung vom Siebenerconcordat. Da das Glaubenscomité in Zürich es nicht gewagt hatte, das Signal mit den Glocken zu geben, so ordnete Pfarrer Hirzel von sich aus durch Expreffe das Stürmen an, und bald hörte man an allen Ufern des Sees die Glocken anschlagen. Nun führte Hirzel seine Schaaren weiter. Die Scharfschützen voran, dann die Infanteristen oder irgendwie Bewaffneten, dann das Landvolk mit Stöcken und allerlei Werkzeugen¹, so zog man in Zürich ein. Der Zug ging ernst und in Ordnung vor sich. „Der einzige Tadel, sagt Hirzel, welcher ausgesprochen wurde, betraf die schlechte Kleidung vieler; aber in dieser schlug ein Herz, treu seinem Gott und Heiland.“ Mit dem Liede: dies ist der Tag, den Gott gemacht, sein werd' in aller Welt gedacht, zogen die Massen unter den Fenstern der geängsteten Züricher und der vom Hotel Baur zuschauenden Mitglieder der Tagsatzung vorüber nach dem Rathhausplatze. Hier erbot sich Dr. Rahn Escher, der Vicepräsident des Comités, die Unbewaffneten den rechten Quai entlang über die obere Brücke nach dem Frauenmünster zu geleiten, Hirzel sollte mit seinen Bewaffneten über die untere Brücke durch die Storchengasse ebendahin marschiren, so hatte man den im Postgebäude tagenden Regierungsrath in der Falle. Mit dem Gesang: Gott ist mein Lied, er ist ein Gott der Stärke, setzten sich die beiden Colonnen in Bewegung. Als Hirzel bis gegen die Mündung der Storchengasse in den Frauenmünsterplatz gekommen war, sprengte Major Uebel mit seiner Cavallerie an, um den Zug zurückzutreiben. In

¹ Weiss, a. a. O 58.

diesem Moment, behauptete das Militär, was Hirzel läugnet, habe dieser gerufen: „in Gottes Namen Feuer“. Das vorderste Pferd stürzte, die Dragoner wandten sich rückwärts, auf ihrer Flucht stießen sie dann auf die zweite Colonne, die Herr Dr. Rahn-Escher heranzuführte. Eben als die Landleute die Strophe sangen: „Kein Sperling, Herr, fällt ohne deinen Willen“, hieben die Dragoner auf sie ein. Nun erst, behauptet Hirzel, habe er gerufen: „In Gottes Namen vorwärts!“ Auf dem Platze war man den Schüssen der Gegner aus den Fenstern ausgesetzt, so ging es weiter auf das Zeughaus. Allein die dortige Wache war verstärkt worden. Als man sich auch hier von Schüssen empfangen sah, warf man sich in wilder Flucht auf den Neumünsterplatz zurück, wo die zum Glaubenscomité haltenden Kirchenvorsteher seit dem Eintreffen der Bauern mit allen Glocken stürmten, um die Hülfe von außen zu beschleunigen. Auch Hürlimann-Landis hatte nun endlich in die Landschaft einen Befehl ergehen lassen: „Laßt Sturm läuten, Brüder! vereinigt Euch zum Schutze der verletzten Religion! Gott mit Euch und uns!“ Inzwischen hatte die Regierung sich wieder zu einem neuen Act der Nachgiebigkeit aufgeschwungen. Man hatte die Erklärung vereinbart: „Der Regierungsrath habe die Einberufung fremder Truppen nie beabsichtigt und gedenke auch nicht, es zu thun, da er hoffe, die Wirren unjeres Cantons werden sich ohne fremde Truppen lösen“. Während die Kanzlei die Ausfertigung besorgt, fängt es auf dem Neumünster an zu stürmen. Sofort beschließt die Regierung einstimmig, die Klage gegen das Glaubenscomité zurück zu nehmen. Da fielen die ersten Schüsse am Münsterplatz und sofort stäubt die gesammte Regierung auseinander.

In diesem merkwürdigen Momente befanden sich alle streitenden Parteien auf der Flucht: die Regierung vor den Bauern, die Bauern vor den Truppen, die Truppen auf Befehl der Regierung, die das Schießen untersagte. Der dem Volk ergebene Regierungsrath Hegetschweiler hatte nämlich vor der allgemeinen Auflösung dem Bürgermeister Heß noch den Befehl entrißen, das

Schießen einzustellen. Als er denselben einem Cavallerieoffizier übergibt, trifft ihn ein Schrotschuß, der ihn zur Erde streckt. Inzwischen hatte die Bürgermiliz gleichfalls von den Regierungstruppen Einstellen des Feuers verlangt, und die Pause vor dem Eintreffen der neuen Sturmcolonne wurde rasch zur Errichtung einer provisorischen Regierung benützt. Bürgermeister Heß trat offen auf die Seite des Volks über, löste die bewaffneten Jünglinge der Militärschule auf und übergab die Zeughäuser dem Bürgermilitär. „Es war eine verhängnißvolle Stunde“, erzählt Sulzer¹: „alle streitenden Parteien auf der Flucht und nirgends ein Verfolger; hier die Landleute in Verwirrung und Todesangst die Flucht ergreifend, dort der Regierungsrath in nicht minderer Verwirrung sich auflösend und vereinzelt Sicherheit suchend, und gleichzeitig die Militärschule angstvoll auseinanderstäubend, während einige nicht im Regierungsrathe sitzende Führer der radicalen Partei, von tödtlichem Schrecken ergriffen, verkleidet davon eilten. Die herbeiströmenden Zuzüge vom Lande fanden keine Gegner mehr, aber auch keine Regierung.“

Das Glaubenscomité hatte gesiegt, aber es hatte auch seinerseits keine Zeit zu verlieren. Es galt, durch rasche Begründung einer provisorischen Regierung die Einmischung der Concordatscantone abzuhalten. Bürgermeister Heß und die beiden Sulzer von der alten Regierung ließen sich herbei, mit Hürlimann-Landis, Muralt und einigen andern Aristokraten eine gemeinsame Regierung aufzurichten. Schon vor dem Mittagessen war man damit zu Stande gekommen. Ein erster Erlaß versprach Herstellung geordneter Gewalten durch einen Großen Rath und das Glaubenscomité verkündete gleichzeitig in einer Proclamation, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verschafft habe. Die Bauern wurden einquartiert, im Chor der Predigerkirche wurden die neun Leichen der Gefallenen ausgestellt und während Tausende zu den Gefallenen hindrängten, und die entblößten Wunden betrachteten, stimmten

¹ S. 394.

die zum Theil in der Kirche übernachtenden Landleute ihre geistlichen Vieder an. Der französische Gesandte bei der Tagfatzung, Graf Mortier, der sich die Sache angesehen, meinte, eine solche Revolution sei ihm noch nicht vorgekommen: „Da kommen große Züge, zum Theil bewaffnet, zum Theil wehrlos, herangerückt. Es wird gegenseitig geschossen. In einer Viertelstunde ist die Regierung zeriprengt. Das Volk ist erbittert, wüthend über seinen Verlust. Dann tritt es zusammen, viele Tausende. Ein schwarzer Herr besteigt eine Bühne, die Leute nehmen die Hüte ab, alle horchen seiner Rede schweigend zu, und gehen dann ruhig nach Hause¹.“

Dem Scheine nach war nunmehr jene Bewegung, die mit der Berufung von David Strauß begonnen hatte, siegreich aus den Kämpfen hervorgegangen. Sie stand am Ziel und hatte die verhaßten Radicalen unter ihre Füße getreten. Am 9. beschloß der Große Rath — die radicalen Glieder desselben weilten noch als Flüchtlinge in Baden — seine Auflösung, nachdem er die provisorische Regierung vom 6. September bestätigt und mit der Anordnung neuer Wahlen beauftragt hatte. Das Ergebniß der Wahlen, die am 16. und 17. September vorgenommen wurden, war die vollkommene Ausscheidung der Radicalen, der Straußen, wie das Volk sie nannte. Heß wurde um so mehr als Oberbürgermeister wiedergewählt, als Zürich eben das Präsidium der Tagfatzung hatte, und es zweifelhaft war, ob die Eidgenossenschaft einen aus einem Aufstand hervorgegangenen Präsidenten acceptirt hätte; so war Heß eben recht, um das Alte mit dem Neuen zu vermitteln.

Ohnehin hatte die Stadtpartei den Gewinn von dem Siege des Landvolks. Ueber ein Viertel sämmtlicher Sitze im Großen Rath fielen ihr zu. „Der Glaubenstriumph endete mit Sesseltrophäen.“ Doch auch die tapfern Landleute von Pfäffikon blieben unvergessen. Die Brandstifter, die noch vom Jahre 1832 wegen

¹ Allg. Ztg. 1839. S. 2053

Einäscherung der Fabriken von Uster im Zuchthause saßen, wurden amnestirt¹. Dagegen wurde Scherr abgesetzt, und eine Reihe der mit ihm compromittirten Lehrer suspendirt². Sämmtliche Räte, sammt den obern Gerichtshöfen wurden aufgelöst und aus den Anhängern der Volkspartei erneuert; ein revolutionärer Gewaltstreich, der sich über die Verfassung einfach hinweg setzte. Sonst trat die neue Regierung sehr versöhnlich auf. Bestand sie doch zum großen Theil aus Männern, die im Jahre 1832 wegen der Gestattung der politischen Clubbvirthechaft ausgeschlossen waren und denen es um so weniger Freude machen konnte, nun ihre Aemter aus der Hand des Glaubenscomités zu empfangen. Muralt wurde zweiter Bürgermeister, Ulrich Präsident des Großen Rathes, Bluntzli Regierungsrath und Gesandter bei der Tag-satzung.

Aber während so die Aristokratie die Früchte des Sieges einheimste, den die geistlichen Freischaaaren über die „felddienstunfähige und nur von dreißig Dragonern vertheidigte Aufklärung“ davongetragen hatten, gingen die kirchlichen Interessen fast leer aus. In den Kirchenrath wurde kein einziger entschiedener Pietist durchgesetzt³. Der ganze Gewinn der Geistlichkeit war, daß an der Universität statt des Dr. Strauß, Pastor Johann Peter Lange seinen Einzug hielt, um die Fragen des Lebens Jesu im Stile der gläubigen Wissenschaft zu lösen. Nun enthüllte sich den Studirenden des Zürichiets das „Weben der Engelwelt“, der „Rapport der Geister“, das „Gegenwirken der oberen Sphären“ und wie die höheren Naturgesetze alle heißen, die wir an seinem Orte bereits kennen lernten. Der schneidige Hitzig fand indessen, daß das keine Schule mehr sei, wenn der alttestamentliche Kritiker die Psalmen bis auf den Tag der Abfassung bestimme und der neutestamentliche ganze Jahrhunderte verschlucke, so besann er sich kurz und las auch die neutestamentlichen Fächer. „Ich stehe jetzt

¹ Gelzer, a. a. O. S. 400. Allg. Ztg. 1839. S. 2125. — ² Sieben Sendschreib. S. 41. — ³ Beilage XI, 2.

täglich bis 11 Uhr auf dem Katheder“, schrieb er bald nach der Revolution seinem badischen Freunde. In der That war er jetzt eine Schule für sich. Da anderseits auch Schweizer sich keineswegs in orthodoxe Bahnen drängen ließ, sondern sich nur immer freier entwickelte, blieb nach dieser Seite die ganze Bewegung ohne Folgen.

Aber auch die politischen Errungenschaften erwiesen sich wenig nachhaltig. Schon in der Tagsatzung erhoben sich unerwartete Schwierigkeiten. Die Majorität weigerte sich, den Usurpatoren von Zürich Siegel und Banner der Eidgenossenschaft anzuvertrauen¹. Fast drei Wochen lang mußten die Verhandlungen der Tagsatzung unterbrochen werden. Erst am 23. September vermochte die neue Regierung, nicht ohne beschämende Proteste anhören zu müssen, ihre Anerkennung zu erlangen², und auch jetzt ließ man sie die Abneigung gegen ihre Entstehung entgelten, indem ihre Gesandten in keine einzige Commission gewählt wurden³. Die auf's Haupt geschlagene Partei sammelte sich in Folge dieser auswärtigen Unterstützung bald wieder. Eine Polemik in der Presse begann, deren erbitterte Wuth alles Dagewesene überbot. Nach zwei und ein halb jährigen Kämpfen kamen die ordnungsmäßigen Wahlen in den Großen Rath und bereits eroberten die Radicalen wieder die Hälfte der Sitze; vier Jahre darauf hatten sie die entschiedene Majorität. Nunmehr konnte die Geistlichkeit die Erträgnisse des Geschäfts sich überschlagen, das sie gemacht hatte, indem sie die Frage einer academischen Professur unter das Volk geworfen. Schon am 18. März 1839 hatte der Cantonalrath Studer von Wipkingen im Großen Rath gesagt: „Es sind durch diese Aufregung mehr religiöse Zweifel unter dem Volk verbreitet worden, als wenn Strauß zehn Jahre auf dem Katheder gelehrt hätte“. Im Herbst erklärte ein entschiedener Gegner des Dr. Strauß sowohl, als der Radicalen: „Die Zucht ist aus unserem Volke gewichen. Schon durch

¹ Allg. Ztg. 1839. S. 2086. — ² Allg. Ztg. 1839. S. 2173. — ³ Sieben Sendschreiben S. 33.

die demokratische Richtung vielfach in die Enge getrieben, hat sie durch die politischen Stürme der doch religiösen Angelegenheit vollends Schiffbruch gelitten¹. Der Erfolg lehrte, daß diese Stimmen nicht zu schwarz schildern. Die Identificirung des politischen und religiösen Radicalismus, der bürgerlichen und kirchlichen Reform, die die Geistlichkeit erfunden, wurde von den Radicalen selbst acceptirt. Statt außerhalb der politischen Parteien zu stehen, ward die Kirche selbst in den Kampf der politischen Meinungen hineingezogen und der siegreiche Radicalismus rechnete nunmehr die religiöse Reform zu seinen dringlichsten Angelegenheiten. Eine eigene Literatur machte es sich zur Aufgabe, den Respect des Volks vor dem geistlichen Stande zu vernichten, nachdem derselbe sich als politisch so bedenklich erwiesen. „Welcher Stand hat verhältnißmäßig mehr unnütze, faule, schädliche und verderbliche Mitglieder aufzuweisen als der geistliche?“ das sind die Preisfragen, die radicale Broschüren sich stellen, und die sie an der Geschichte des Klerus von der Kreuzigung Christi bis zur Revolution von 1839 absolviren². Den Lehrerstand hatten die Geistlichen sich dauernd verfeindet, und seit die Conservativen die Religion zum Knüttel gemacht hatten, um mit demselben den Gegner zu erschlagen, dem sie anders nicht beikommen konnten, wurde die Theologie Straußens nun wirklich zum Schibboleth des Radicalismus. Bei Sängersfesten, Turnfahrten, Schulsynoden galt es jetzt für tapfer, liberale Reden über den „mythischen Standpunkt“ und die Evangelien, „diese Producte des zweiten Jahrhunderts“ zu halten³. Auch die Sitzungen des Großen Rathes wurden je und je durch christologische Excurse und radicale Theologumena gewürzt. Fort und fort mußten sich zudem die Führer der Conservativen den Vorwurf in's Angesicht werfen lassen, daß sie einen Fanatismus entfesselt, den sie selbst nicht

¹ Betrachtungen u. s. w. in Briefen eines Zürchers S. 24. —

² Sielen Sendschreiben des ewigen Juden. St. Gallen. Wartmann. 1840. S. 37. — ³ Neue Sendschreiben des ew. Juden. St. Gallen. Wartmann. 1840. S. 79, Evang. K.-Ztg. 1839. S. 195. Gelzer a. a. O. 405.

theilten, um dann die Vortheile „mit hochnasiger Frömmigkeit und Sittsamkeit schmunzelnd und gegen besseres Wissen und Gewissen einzustreichen“¹. Die „Knüttel des sechsten September“ waren es, um deretwillen der Liberalismus forthin in jeder Aeußerung der Frömmigkeit nur eine berechnete Geschäftsgebahrung sah. Nunmehr waren die Früchte von Wädenschwyl und Pfäffikon reif geworden; sie wollten aber niemanden weniger munden, als der Geistlichkeit, die sie gepflanzt. Man mag es billigen oder beklagen, aber läugnen wird man es nicht können, daß heute trotz Johann Peter Lange und seiner Nachfolger, trotz des evangelischen Vereins und aller seiner Anstrengungen die Orthodorie in keinem Land der Welt so wenig, die Strauß'sche Richtung so viel Boden hat, als im Canton Zürich. Es ist das die ganz unmittelbare Folge des Versuchs, die Fragen der neutestamentlichen Kritik durch die Häufte der gläubigen Fabrikarbeiter entscheiden zu lassen.

6. Rückwirkungen auf Strauß.

Der Sommer 1839 war in jeder Weise ein schwerer für Strauß gewesen. Alle Illusionen, die er sich über seine theologische Zukunft gemacht und mit denen wohlmeinende oder kluge Leute ihn hingehalten, lagen am Boden. Mit dem Tode seiner Mutter, die diese letzte Enttäuschung gleichfalls noch mit in's Grab nehmen mußte, war ihm auch persönlich ein letzter gemüthlicher Anhalt verloren gegangen. Er empfand seinerseits den Ausgang der Züricher Verhandlungen bitterer als nöthig². Die Hoffnungen,

¹ Dr. Keller in seiner Erklärung vom 4. Mai 1842, warum er die Wahl in den Großen Rath ablehne — ² Zum Andenken an meine Mutter. S. 268.

die die Schweizer Radicalen in ihn setzten, hätte er doch nicht erfüllen können. Eine feinsüßliche, allem lärmenden Wesen abgeneigte, in bürgerlichen Dingen conservative Natur, wäre er sicher mit seinen Vollmachtgebern im Großen Rath zerfallen, wie er sich ja Zeit seines Lebens mit der Demokratie schlecht genug verstanden hat. So war es vielleicht persönlich für ihn kein allzu großes Unglück, daß er nicht nach Zürich kam. Aber nicht, wie die Dinge sind, sondern wie wir sie empfinden, macht ihren Werth für uns aus, und Strauß sah in den Züricher Vorgängen die Besiegelung der von dem schwäbischen Pietismus zuerst über ihn verhängten Acht. Wenn Bücher versichert, daß Strauß schon vor 1839 ein gewisses Rebergefühl mit sich herumgetragen, die Empfindung, mit Unrecht gebrandmarkt, um seiner Ueberzeugung willen zu öffentlichen Aemtern für unfähig erklärt worden zu sein, so hatte er nun die stärkste Bestätigung seiner Empfindung erhalten. Auf welche Erfahrungen sah auch der einunddreißigjährige Mann bereits zurück! Nachdem er mit halbreifen, aber orthodoxen Arbeiten akademische Preise gewonnen und das Staatsexamen glänzend bestanden, hatte man zuerst bei der Doctorpromotion der Hegel'schen Philosophie in ihm eine geringe Censur ertheilt. Einer glänzenden philosophischen Lehrwirksamkeit hatte man durch engherzige Einschränkung ein Ziel gesetzt. Als er sein, die Kirche in ihren Fundamenten erschütterndes Buch geschrieben, war theologischer Gerechtigkeitsjüng auch davor nicht zurückgeschreckt, dieses Werk tief unter der Erwartung zu finden, die man von seinem Talent und seinen Kenntnissen gehegt, und ihn an eine Schule abzucommandiren. Erstrebte Rufe hatten sich zerschlagen, den erreichten hatte eine Revolution rückgängig gemacht. Damit war auch die Hoffnung auf die Zukunft begraben.

Was hätte Strauß bei seiner Begabung nicht alles erreichen können, falls er es über sich vermocht hätte, gefährlichen Fragen aus dem Wege zu gehen, oder falls er fortgefahren hätte, „in der Sprache der Vorstellung zu reden!“ Sein Wissen und sein Talent hatte einst unter seinen Genossen am schwersten gewogen,

jetzt erlebte er, wie die leichten Gefellen von Zweig zu Zweig hüpfen und hatte das Nachsehen. Die Schützlinge des Pietismus und Steudels congeniale Schüler waren nachgerade große Männer geworden; er mochte als fahrender Schüler seine Tage beschließen, eine Aussicht, die gerade seiner bürgerlich soliden Natur, seinem Bedürfnis nach einem regelmäßigen, in sich abgerundeten Wirkungskreis als ein schweres Schicksal erscheinen mußte. Dazu kam, daß er Andere in sein Loos verwickelte. Die Gegner wußten, man richte etwas aus, wenn sie in den Christenboten setzten, Märklin sei sein bester Freund und jahrelanger Tischgenosse gewesen. Auch Vischer, Zeller, Schwegler sah er unter gleichen Verhältnissen leiden. So setzte sich jene Verbitterung gegen alle Theologie in ihm fest, die immer mehr einen pathologischen Charakter annahm, und die Signatur der Werke der zweiten Epoche bildet. Ja zu dem Theologenhaß trat Angesichts der Ungerechtigkeiten, die er vor Augen sah, bald eine fast ebenso große Menschenverachtung. Knirschend hatte er es gesehen, wie man in der Schweiz mit seinem guten Namen umgegangen, nun sollte er in Deutschland selbst es erleben, was der Erfolg ausmacht. Es ist schon seit den Tagen, da Hiob auf seinem Hügel saß, üblich, daß in solchen Lagen laue Freunde zum Troste das Thema aufbringen, was man hätte anders machen sollen, wenn sie einem nicht geradezu mit Elihu sagen, man sei selbst an Allem schuld. Die Allgemeine Kirchenzeitung, die bis dahin treulich zu Strauß gehalten, fand rasch den Grund, sich von ihm loszusagen: die- weil er neustens darauf ausgehe, den Reformator zu spielen. Der „Freihafen“, der Strauß so viel verdankte, brachte eine Darstellung der Züricher Vorgänge von gegnerischer Hand¹. Ein anderer Patron im Frankfurter Journal erklärte, er habe Strauß beigestanden in einer rein wissenschaftlichen Fehde; mit seinen kirchlichen Umsturzplänen aber wolle er nichts gemein haben. Und nun erst die Gegner! Geradezu zum abschreckenden Exempel stellte ihn Hengstenberg in seiner Kirchenzeitung aus, indem er den

¹ 1840, Heft 3. S. 225.

jungen Theologen zur Warnung berichtete, wie schlechte Geschäfte
 Herr Strauß mit seinen Zweifeln bis jetzt im Leben gemacht habe.
 Seine eigene Regierung habe ihn abgesetzt und fremde hätten ihn
 nicht berufen. „So ward der schädliche Arbeiter im Weinberge
 des Herrn theils verwiesen, theils nicht gedinet. „Als er nun
 am Markte müßig stand, siehe da kam Herr Bürgermeister Hirzel
 und wollte die Leute bereden, es schüge seinem Schützling ein
 christliches Herz im Busen. Sie sollten sich nur an dem modernen
 Schnitte seines Gewandes nicht stoßen, es sei dennoch eine ächte
 Tagelöhnertracht, wie die jedes rechtschaffenen Knechtes des Herrn.
 Doch das Volk ließ sich durch die glatte Rede zur Empfehlung
 des schönen Fremdlings nicht bethören. Der Bauer kennt die
 Tracht der Diener seines Herrn. Wie aus einer Kehle rief die
 Nation: Weg mit dem heuchlerischen Eindringlinge! Und diesmal
 war vox populi wirklich und wahrhaftig die vox Dei. Wir
 haben das erhabene Schauspiel erlebt, daß alle Völker Europas
 aufgestanden sind, zum Schutze und zur Vertheidigung ihrer Frei-
 heit, ihres väterlichen Bodens, ihrer Sprache, ihrer Rechte, ihrer
 Güter und Sitten gegen den fremden Zwingherrn. Aber es ist
 ein erhabeneres Schauspiel, das das kleine Volk des Canton Zürich
 uns gegenwärtig darbietet. Es ist aufgestanden zur Vertheidi-
 gung seines Heilands! „So habe Herr Strauß seinen Proceß
 in allen Instanzen verloren, bei den Theologen, bei den Behörden,
 beim Volk. Nun möge er zusehen, was aus ihm werde. Welcher
 strebsame Candidat hätte sich daraus nicht entnehmen sollen, wie
 viel besser es sei für dieses und jenes Leben zu glauben als zu
 zweifeln! „Bitterer als dieser rohe Hohn über eine entgangene Stelle
 berührte es Strauß, daß nunmehr die Gegner sich über die Con-
 cessionen herstürzten, die er in der letzten Zeit gemacht, und daß
 sie einzelne Sätze, zumal seines „Sendeschreibens“ aus dem Zu-
 sammenhang gerissen dem Publicum vorführten. „So rief, ruft

Herr Hengstenberg entrüstet aus, konnte das Verlangen nach Amt und Brot einen sonst rechtschaffenen Mann fallen machen. Solche erbärmliche Zweideutigkeit konnte auch ein Strauß gebrauchen, ohne zu erröthen! ¹ In der That war Strauß über seine nutzlosen Concessionen selbst verstimmt und mit sich unzufrieden. „Als ich Strauß, erzählt Hase², im Sommer 1839 sprach, vernahm ich die Klage, daß er durch die Gegenschriften übertäubt, zu viel zugestanden habe.“ Der Spott brannte ihm offenbar heiß auf der Seele. In dieser Stimmung schrieb er seine Kritik der christlichen Glaubenslehre und widerrief er alle Concessionen der dritten Auflage.

Das Gute hatte der Zürcher Lärm doch gehabt, daß diese verschlechtebesserte Auflage von 1839 sofort vergriffen war und schon im Jahre 1840 durch eine neue ersetzt werden konnte. Ihre Aufgabe war, „die Scharren auszuweizen, die er sich selbst in sein gutes Schwert hineingeschliffen“, d. h. den alten Text wieder herzustellen. Auch waltet jetzt bei ihm selbst das sichtbare Bestreben, den Leserkreis seines Buches zu erweitern. Der Umfang ist beschränkt; Gegner, die nicht um der Sache willen Berücksichtigung verdienen, bleiben unbeachtet; statt der lateinischen Schrift ist die deutsche gewählt. Von dem principlosen Anerkennen einzelner, durch keine Wunder belasteter Erzählungen, wie der Geschichte von Jesus im Tempel, oder der nothdürftig erklärbaren Wunder ist nicht mehr die Rede, und die unklare Stellung zum vierten Evangelium ist wieder in die frühere, seine Aechtheit verneinende, umgewandelt. So steht für Strauß die Frage auf dem alten Fleck.

Aber weit über diese Retractationen hinaus, die er ohne Zweifel ohnehin würde haben eintreten lassen, sobald er mit ruhigem Blute die unzureichende Begründung der Zugeständnisse im Verhältniß zu ihrer Tragweite sorgfältiger überdenken konnte, sind die Erfahrungen des Sommers 1839 für ihn bestimmend geworden. Durch drei Jahre hatte er nach seinem besten Ver-

¹ Ev. K.-Ztg. 1839. No. 25. S. 193 f. — ² Geschichte Jesu S. 128.

mögen, den Frieden zwischen Denken und Glauben gesucht. Als der Versuch gescheitert war, beschloß er auch seinerseits, von jeder Vermittlung zurückzutreten. Ohnehin war er dazu nicht mehr in der Stimmung. Nach den Proben kirchlichen Lebens, die man ihn am eigenen Leibe hatte erleben lassen, konnte er sich zu irgend welcher Pietät in Behandlung der einschlägigen Fragen nicht mehr verpflichtet fühlen. Dieser Kirchenglaube war ihm forthin nur noch ein Feind der Kultur, der keine Schonung verdiente. Freilich stellte sich dabei auch heraus, daß jene Zugeständnisse in ihm wurzellos gewesen waren, sonst wären sie nicht so rasch wieder hinfällig geworden. Seit sich ergeben hatte, daß zwischen ihm und dieser Kirche, wie sie empirisch nun einmal war, kein Verhältniß gemeinsamer sittlicher Arbeit bestehe, war auch jedes Verhältniß zu den idealen Grundlagen dieser Kirche für ihn zerrissen. Nichts sprach in ihm selbst für jene religiöse Würde Jesu, die er in seinen letzten Rundgebungen, freilich mühselig genug, konstruirt hatte. Er hatte sie concedirt, so weit sich die Vorstellung vollziehen ließ, aber er empfand sie nicht, sonst hätte er sich nicht in Folge schlechter Erfahrungen mit der Kirche auch mit vollkommenem Widerwillen gegen alles Christliche erfüllt. Jene religiöse Dürftigkeit, die uns bei der sonstigen eminenten Begabung des Mannes schon an seiner ersten Predigt auffiel, trat jetzt deutlich hervor. Er hatte kein inneres Verhältniß zu diesen Dingen. Und so leichter erklärt es sich, daß Strauß nun wieder vollkommen zum Standpunkt der Hegel'schen Linken zurücktritt, nach der das Glauben eine unvollkommene Form des Denkens ist. Er hatte im Winter 1838 auf 1839 sich darauf einrichten müssen, im Sommersemester in Zürich über Dogmatik zu lesen. Die Vorbereitungen dazu hätten ihn wieder in den Zusammenhang jener in Berlin projectirten genetischen Darstellung der christlichen Lehre geführt. Als das Collegheft für Zürich überflüssig geworden war, arbeitete er um so eifriger an dem Buche, das den Titel erhielt: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft“. Der

erste Band konnte schon im September, noch vor der vierten Auf-
 lage des Lebens Jesu ausgegeben werden. Sie bedeutete den de-
 finitiven Bruch mit aller und jeder Theologie. Diese Glaubens-
 lehre sieht in den Dogmen nicht, wie Schleiermacher, mehr oder
 weniger glücklich formulirte Aussagen über die Thatfachen unseres
 frommen Gefühls, sondern sie sieht in den Dogmen den voll-
 kommen richtigen Ausdruck des unvollkommenen Denkens einer
 früheren Zeit. Sie sind der Theil einer Weltanschauung, die
 selbst den Boden unter den Füßen verloren hat. Damit war
 denn freilich jede Vermittlung aufgehoben. Werden die Thatfachen
 der religiösen Empfindung selbst geläugnet — und ihre Betrach-
 tung als unvollkommenes Denken ist Längnung — so ist die
 Theologie gegenstandslos; sie ist nicht mehr Lehre, sondern Ge-
 schwätz. Die historischen Disciplinen, die dann noch übrig bleiben,
 fallen selbstverständlich dem Historiker anheim, die Untersuchung
 aber, welche Ideen sich in diesen und jenen falschen Vorstellungen
 spiegeln, ist des Philosophen Amt.

Von da ab behandelten sich denn beide Theile als vogelfrei.
 Für Strauß war die Theologie, wie mild er auch den oder jenen
 theologischen Freund beurtheilen mochte, doch im letzten Grunde
 ein unehrliches Gewerbe, dessen Fortdauer er sich wesentlich aus
 dem vorhandenen Pfründevermögen, dem „Speck der Stiftungen“,
 und den Bedürfnissen des gemeinen Volkes, sowie der reactionären
 Staatsregierungen erklärte, er aber war für sie der Unmensch
 sonder Zweck und Ruh, der sich die Beschimpfung alles Heiligen
 zur Lebensaufgabe gesetzt. Die immer anmaßender auftretende
 kirchliche Reaction brachte es aber dahin, daß die öffentliche Mei-
 nung überwiegend auf seiner Seite war.

Ihrem Verhalten gegen Strauß verdankt die Theologie nicht
 zum wenigsten das sittliche Mißtrauen, die Geringschätzung, die
 Unpopularität, unter der ihr Studium heute leidet. Es bedeutet
 etwas, wenn einer der ersten Schriftsteller der Nation unter seine
 Hauptzwecke rechnet, einen ohnehin unter schwierigen Verhältnissen
 arbeitenden Stand gänzlich zu discrediren. Seit nun vollends

in Preußen der Regierungswechsel des Jahres 1840 die Leitung der Kirche in die Hände der Partei der Evangelischen Kirchenzeitung gelegt hatte, gewann der Haß gegen die empirische Kirche, wenn nicht relative Berechtigung, doch mindestens zahlreiche Gesinnungsgenossen. Rasch wandelte sich, unter dem Eindrucke dieser Zustände, der in dem deutschen Bürgerthum doch so tief gewurzelte Respekt vor der Kirche in sein Gegentheil. Man kann sich keinen grosseren Umschlag der Stimmung denken, als die Vorliebe der deutschen gebildeten Stände für das Pfarrhaus, für das geistliche Landleben, für den Beruf des Predigers in der Zeit Schleiermachers und die giftige Geringschätzung derselben Sache in denselben Kreisen zwanzig Jahre später. Bekannte Stellen in Göthe's Hermann und Dorothea, in Voßens Louise, das Pfarrhaus von Sesenheim, „des alten Pfarrers Testament“, den vicar of Wakefield und den würdigen Pfarrherrn von Grünau brauchte man in den zwanziger und dreißiger Jahren nur zu nennen, um eine sympathische Saite im Herzen des Bürgerstandes anzuschlagen, zwei Jahrzehnte später war genau das Gegentheil der Fall. Wo die Gutzkow, die Lewald, die Temme und andere Lieblingschriftsteller der fünfziger Jahre einen rechten Schleicher, Heuchler oder geheimen Verbrecher für ihre Romane brauchten, da mußte er allemal Candidat, Pfarrer oder Consistorialrath sein. So hatte sich die Sympathie für das rationalistische Pfarrhaus in Haß gegen das pietistische verkehrt. Nicht daß vielgelesene Autoren, deren Zuständigkeit man bestreiten mag, so urtheilen, ist das Bedenkliche, wohl aber, daß sie wissen, mit solchen Urtheilen der Lesewelt zu gefallen; denn daraus, daß die Kirche die öffentliche Meinung gegen sich hat, entspringen alle ihre heutigen Nöthe. Daß aber eine Theologie wie die, die sich aus den Straußischen Kämpfen entwickelte, der allgemeinen Verurtheilung verfiel, ist eines der erfreulichsten Zeichen der sittlichen Gesundheit unseres Volkes. Unbestochen durch alle Ehren, Aemter und Gewalten, mit denen man diese geistlichen Handlanger der Reaction überhäufte, hat der deutsche Bürgerstand in seinem unverwüstlichen

Wahrheitssinn bis zur Stunde dieser Religionsmacherei sein. Ne in entgegengesetzt und wir hoffen, er werde es auch ferner thun. Zu dem Schaden, den diese Politik gestiftet, rechnen wir aber auch den, daß sie der Entwicklung eines der bedeutendsten Geister eine schiefe Richtung gegeben hat. Strauß selbst klagt sie dessen an, wenn er von seinem Buche sagt, es hat mich aus natürlichen Verhältnissen gerissen und in unnatürliche hinein getrieben. Es ist keine gesunde Stellung, mit der Religion seines Volkes in solcher Feindschaft zu leben wie er. Auch ist die pure Negation immer unfruchtbar. Strauß hat in keinem seiner späteren Werke die Höhe des ersten wieder erreicht. Sein erstes Buch wird sein berühmtestes bleiben. Er hat manchen Anlauf auch auf anderen Gebieten genommen, aber es ist dem Historiker und Philosophen nicht gelungen, den Theologen einzuholen. Er war sich selbst zu weit voraus. Gerade der sachmäßigen Mitarbeit an den theologischen Fragen aber sagte er nach Beendigung der Glaubenslehre Valet. Der Mann, der im Jahre 1835 einen so mächtigen Fortschritt der theologischen Wissenschaft bezeichnete und ohne den die stolze Evolution der Tübinger Schule gar nicht möglich gewesen wäre, hat sich an diesen historisch-kritischen Arbeiten kaum mehr betheiligt, zu denen er, wie wenige, berufen war. Ob die Märklin und Frischlin, ob selbst die Schubart und Hutten die Arbeit lohten, die er der wichtigsten aller historischen Aufgaben entzog, läßt sich bezweifeln, aber auch hier wird der künftige Biograph die Theologen anklagen, die Strauß die theologischen Gegenstände so gründlich entleidet hatten und ihm sogar die materielle Nothigung aufzuzwingen, sich populäre Themata zu suchen.

The first part of the book is devoted to a general history of the world, from the beginning of time to the present day. The author discusses the various civilizations that have flourished on the earth, and the progress of human knowledge and art. He also touches upon the different religions and philosophies that have shaped the human mind.

The second part of the book is a detailed account of the history of the British Empire, from its early beginnings in the sixteenth century to its greatest extent in the nineteenth century. The author describes the various colonies and territories that were acquired, and the policies that were pursued towards them. He also discusses the economic and social changes that took place in Britain during this period.

The third part of the book is a history of the United States, from its declaration of independence in 1776 to the present day. The author discusses the various presidents and the different administrations, and the major events that have shaped the country's history. He also touches upon the different political parties and the social movements that have emerged.

The fourth part of the book is a history of the French Revolution and the Napoleonic Wars. The author discusses the causes of the revolution, the rise of Napoleon, and the impact of the wars on Europe and the world. He also touches upon the different political systems that were established in the wake of the revolution.

The fifth part of the book is a history of the Industrial Revolution, from its beginning in the late eighteenth century to its peak in the nineteenth century. The author discusses the various inventions and discoveries that led to the revolution, and the social and economic changes that took place as a result. He also touches upon the different political movements that emerged in response to the changes.

The sixth part of the book is a history of the Crimean War, from its outbreak in 1853 to its conclusion in 1856. The author discusses the causes of the war, the military campaigns, and the impact of the war on the world. He also touches upon the different political movements that emerged in the wake of the war.

The seventh part of the book is a history of the American Civil War, from its outbreak in 1861 to its conclusion in 1865. The author discusses the causes of the war, the military campaigns, and the impact of the war on the United States. He also touches upon the different political movements that emerged in the wake of the war.

The eighth part of the book is a history of the Franco-Prussian War, from its outbreak in 1870 to its conclusion in 1871. The author discusses the causes of the war, the military campaigns, and the impact of the war on Europe. He also touches upon the different political movements that emerged in the wake of the war.

The ninth part of the book is a history of the Boer War, from its outbreak in 1899 to its conclusion in 1902. The author discusses the causes of the war, the military campaigns, and the impact of the war on South Africa. He also touches upon the different political movements that emerged in the wake of the war.

The tenth part of the book is a history of the First World War, from its outbreak in 1914 to its conclusion in 1918. The author discusses the causes of the war, the military campaigns, and the impact of the war on the world. He also touches upon the different political movements that emerged in the wake of the war.